

Journal für Sozialforschung

26. Jg. (1986), Heft 2

Inhalt

Seite

HERRSCHAFT(EN) – DIE KLASSE KLASSE: PRESTIGEZIRKEL, GESELLSCHAFTSZEREMONIEN, SELBSTINSZENIERUNG

- Hubert Treiber (Hannover)* Obertanen.
Gesellschaftsklatsch – ein Zugang zur geschlossenen
Gesellschaft der Prestigeoberschicht 139

POPULÄRE LEBENSSTILE, KONSUMPRAKTIKEN, ALLTAGSKULTUR

- Gilbert Norden/Mario Prinz
(Wien)* Sauna-Kultur in Österreich.
Zur Soziologie von Sauna und Saunabesuch 160

ARBEITSRATIONALISIERUNG IN DER KAUFMÄNNISCHEN INDUSTRIEVER- WALTUNG

- Michael Hartmann (Kassel)* Strategien und Resultate der
Verwaltungsrationalisierung. 179

SWS-MEINUNGSPROFILE 201

(Red. Peter Blaha)

ARBEITNEHMERPRÄFERENZEN IN DEN STAATEN DER EUROPÄI- SCHEN GEMEINSCHAFT 1985

Lohnerhöhung oder Arbeitszeitverkürzung? – Europäische Vorzugsvariationen ★
Arbeitszeitpräferenzen – langsamer Wandel ★ Flexible Arbeitszeiten – wie geregelt?
★ Neue Arbeitszeitregelung – ein fiktives Beispiel ★ Gewinn- und Verlustbeteiligun-
gen von Belegschaften? ★ Seltenheit von Bonus oder Gewinnbeteiligung ★ Unter-
schiedlicher Lohn für gleiche Arbeit ★

DIE KRISE DER VERSTAATLICHTEN INDUSTRIE 1985

Wer ist schuld an der Krise? ★ Krise der verstaatlichten Industrie – eine Enttäuschung
für alle Österreicher ★ Enttäuschung: quer durch alle Lager ★ Krisenverhalten der
Regierung: „unsicher“ und „hilflos“? ★ Skepsis gegenüber einer Entpolitisierung der
verstaatlichten Industrie ★ (Gemein)wirtschaftliche Aufgaben der verstaatlichten
Industrie ★ Gefährden die Verluste der verstaatlichten Industrie eine Steuersenkung?
★ Verstaatlichte Industrie – als Arbeitsplatz bevorzugt? ★

SWS-MEINUNGSPROFILE

EINSTELLUNGEN ZUM WOHLFAHRTSSTAAT IN ÖSTERREICH 1985 (1. Teil)

Staatliche Hilfe – nur bei unverschuldeter Not? ★ Vermuteter Mißbrauch/Nichtinanspruchnahme des Sozialstaats ★ Persönliche und mutmaßlich-allgemeine Befürwortung ausgewählter Sozialmaßnahmen ★ Gefährden Sozialleistungen die Bereitschaft zur familiären Unterstützung? ★ Gefährden Sozialleistungen die Eigenverantwortung? ★

SOZIALWISSENSCHAFTLICHE SPRACHFORSCHUNG: SPRACHBARRIEREN IM HÖRFUNK

*Benedikt Lutz/Ruth Wodak
(Wien)*

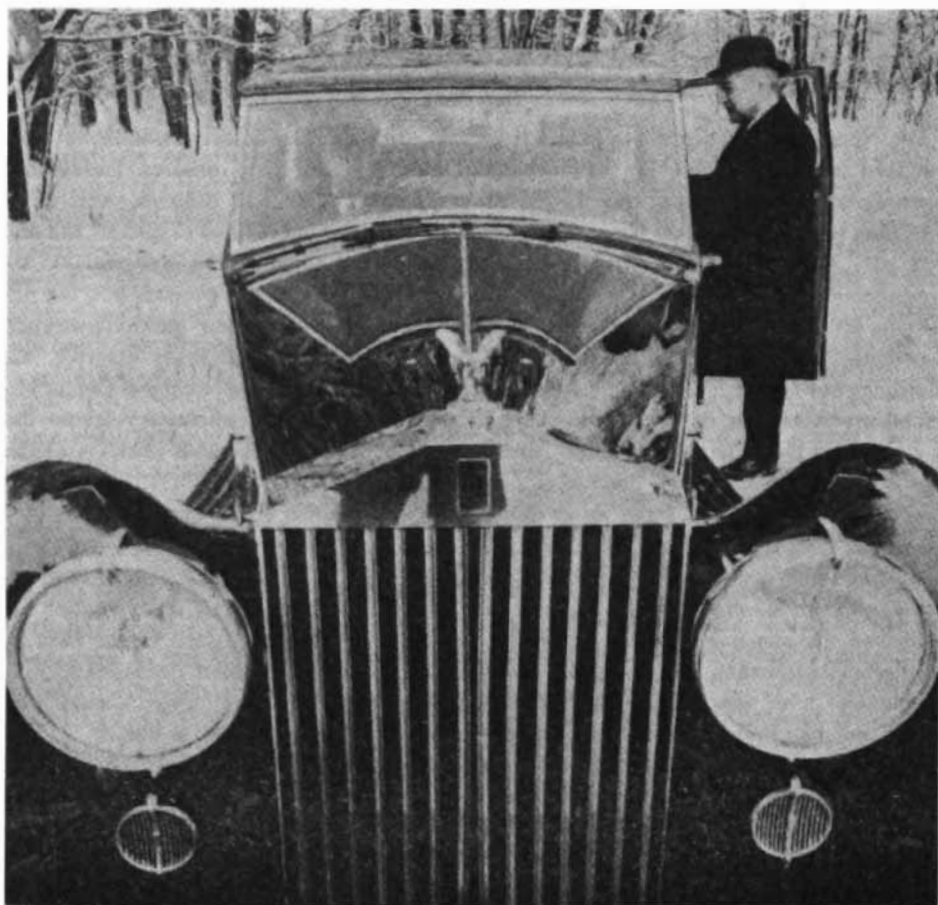
Information für Informierte.

Zusammenfassung der Ergebnisse des Forschungsprojekts

„Sprachbarrieren im Hörfunk“ 233

Mitarbeiter dieses Heftes 248

OBERTANEN



DIE ZEIT

Obertanen

Gesellschaftsklatsch – ein Zugang zur geschlossenen Gesellschaft der Prestige-Oberschicht*)

Hubert Treiber (Hannover)

Für Beatrice

1. Einleitung

Die Neugierde, die vor allem jene auszeichnet, die sich über Selbstverständliches noch wundern können, richtet ihr wohlwollendes Interesse auf eine unserer Gesellschaft eigentümliche Wissensform: die Gesellschaftskolumne. Vielleicht deshalb, weil ihrem Verfasser jenes Quantum an Neugierde unterstellt wird, das unerlässlich erscheint, will man sich auf „Reisen in die eigene Gesellschaft“ begeben, dorthin zum Beispiel, wo die Prominenten residieren, die „Obertanen“, wie sie Karl Kraus einmal genannt hat. Sie sind ja keine erfundene Größe, kein Produkt der Phantasie – die „Obertanen“ gibt es ja wirklich. Gewöhnlich werden sie klischeehaft als „die da oben“ gesellschaftlich verortet, was allerdings nur besagt, daß über sie äußerst vage Vorstellungen existieren. Es erscheint also nur allzu verständlich, daß sich an den Gesellschaftsreporter hohe Erwartungen richten: daß er gleich dem Don Cléophas Léandro Pérez Zambullo, der den hinkenden Teufel Asmodée – so jedenfalls Lesage (1668–1747) in seinem Roman „Le diable boîteux“ (1707) – aus einer Flasche befreit und zum Dank unter die Dächer von Madrid sehen darf, uns detailliert informiert über die Prestige-Oberschicht, die allein schon durch die von ihr bevorzugten Wohnlagen und -weisen dafür sorgt, daß wenig von dem an die Öffentlichkeit dringt, was das schützende Dach verbirgt. Seitdem die Trennung von Arbeiten und Wohnen die radikalste Privatisierung erlaubt, bedeutet ja schon der bloße Erwerb einer Villa die drastische Begrenzung von Verhaltenstransparenz, hierin vergleichbar der Funktion des mondänen Clubs, ganz im Gegensatz zu den Treffpunkten der „street corner society“, die auf öffentlichen Plätzen unter den „Augen des Gesetzes“ ihre „claims“ absteckt.

Betrachten wir also die Produkte des Gesellschaftsreporters zunächst unter dem Aspekt, inwieweit seine Reportagen über die „feinen Leute“ Einblicke in die mehr oder weniger geschlossene Gesellschaft der Prestige-Oberschicht erlauben, ob sich dabei sogar jene „feinen Unterschiede“ erkennen lassen, denen Pierre Bourdieu (1984) in Frankreich mit voyeuristischen Praktiken der Soziologie nachspürte. Schon ein erster Blick in „Bild“, wo sich auf der letzten Seite die Gesellschaftskolumne von Michael Graeter befindet, zeigt jedoch, daß wir mit dieser Annahme, mit dieser Unterstellung, nicht im Bilde sind.

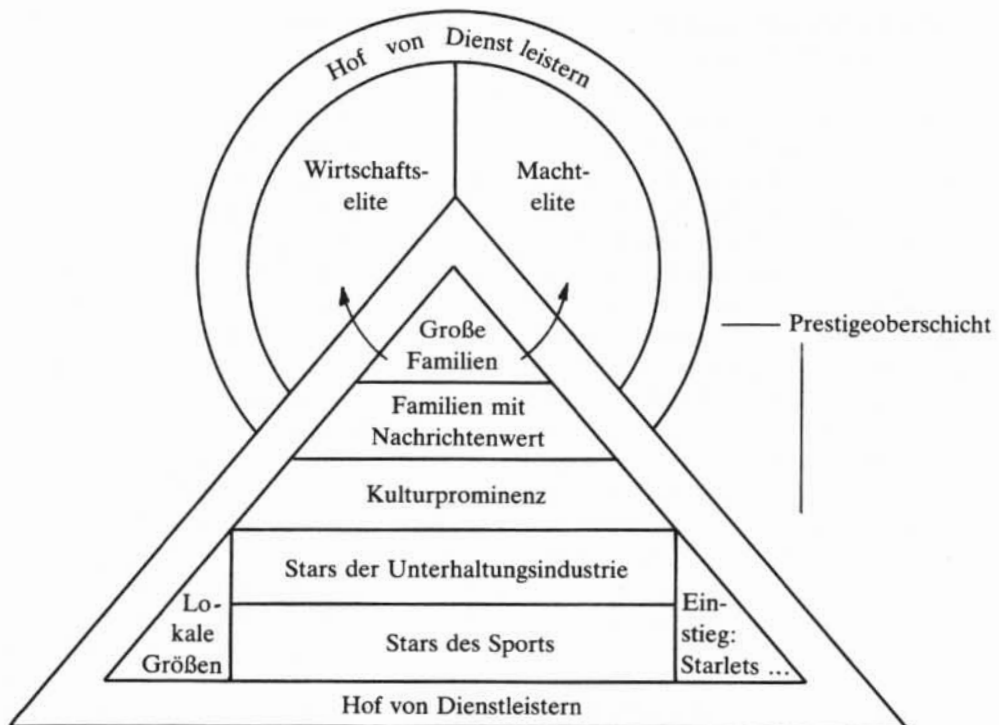
*) Heinz Steinert (Frankfurt/Wien) sei für eine Reihe von hilfreichen Anmerkungen gedankt.

2. Zur Bedeutung belangloser Mitteilungen: Über Namensparaden in Gesellschaftskolumnen

Der erste Eindruck einer flüchtigen Lektüre: daß das Ganze eine ziemlich eintönige Wiederholung des immer Gleichen ist und sich selbst die wenigen Variationen in engen Grenzen halten. Doch versuchen wir, eine Ordnung hinter dem zu finden, was sich uns als „Unordnung“ zeigt: die auf den ersten Blick absurd erscheinenden Listen von Namen Prominenter, die Graeter, gleichsam dem Gesetz der „ewigen Wiederkehr“ verpflichtet, Tag für Tag in seinen Gesellschaftskolumnen zusammenstellt. Das Problem, hinter dieser scheinbaren „Unordnung“ eine Ordnung zu finden, erscheint dann einer Lösung zugänglich, wenn wir uns die Aufgabe stellen, nach der Lektüre einer gewissen Zahl von Gesellschaftskolumnen *selbst* eine solche zu verfassen. Es läßt sich schließlich argumentieren, daß wir einen sozialen Vorgang dann hinreichend verstehen, wenn wir die Regeln angeben können, nach denen er zu produzieren ist. Eine solche unter dem Aspekt der „Machbarkeit“ angestellte Betrachtungsweise führt nämlich dazu, daß dabei zutage tritt, nach welchen „Regeln“ das interessierende Objekt funktioniert – welches seine „Funktionen“ sind. Oder pointierter formuliert: man „nimmt das Gegebene, zerlegt es (und), setzt es wieder zusammen“ (Barthes 1966, 191). Durch diese beiden Operationen des „Zerlegens“ und „Arrangierens“ bildet sich etwas Neues, „und dieses Neue ist nichts Geringeres als das allgemein Intelligible: das Simulacrum, das ist der dem Objekt hinzugefügte Intellekt“ (Barthes 1966, 192), der *Bedeutung* herstellt, indem er die funktionelle Seite des Objekts sichtbar macht (bei Max Webers verstehender Soziologie erfüllt der Idealtypus diese Funktion). Das konstruierte Objekt, das simulacrum, bringt etwas zum Vorschein, das im vorgegebenen Objekt, hier den Gesellschaftskolumnen, unsichtbar bzw. unverständlich bleibt.

Die erste Tätigkeit des „Zergliederns“ läßt bereits das allgemeine Grundmuster erkennen, das allen Gesellschaftskolumnen Graeters zugrunde liegt. Ein *soziales Ereignis* (z. B. Wiener Opernball oder Party) wird benannt, an das eine Namensliste angehängt wird: eine *Namensparade*, die jene Personen aufführt, die an dem sozialen Ereignis teilgenommen haben und die der Gesellschaftsreporter aus der Zahl der tatsächlich Anwesenden herausgegriffen hat. Dies ist zunächst schon alles. Und doch ist dieses wenige insofern nützlich, als hierauf die Tätigkeit des „Arrangierens“ aufbauen kann. Sie setzt mit der Überlegung an, den auf den ersten Blick absurd und lächerlich erscheinenden Namensparaden eine Ordnung abzugewinnen: in der Form einer *Rangordnung*, ein naheliegender Gedanke, wenn es um Spielarten der Prominenz geht. Die Namensparaden der Gesellschaftskolumnen lassen sich – über längere Zeit hinweg verfolgt – so arrangieren, daß sie eine Rangordnung widerspiegeln, die trotz – oder gerade infolge – der vom Gesellschaftsreporter vorgenommenen Auswahl die komplizierte Zusammensetzung der westdeutschen Oberschicht (internationale Vernetzungen bleiben hier unberücksichtigt) *in etwa* wiedergibt. Die Namensparaden lassen sich zu einer Namenspyramide arrangieren, der „harte Kern“ der Namensparaden bezieht sich auf die Prestige-Oberschicht, für die wir uns im folgenden besonders interessieren.

An der Spitze der Pyramide rangieren die Namen derjenigen, die die *Wirtschafts- und Machtelite* (im engeren Sinn), die „*großen etablierten Familien*“ (wie Thurn und Taxis, Wittelsbach, Hohenzollern, Siemens etc.) sowie jene *Familien der Prestigeelite* repräsentieren, die einen *aktuellen Nachrichtenwert* besitzen (wie Flick, Rodenstock, Sachs etc.). Querverbindungen – insbesondere zur Wirtschaftselite – liegen in „der Natur der Sache“. Zusammen mit der *Kulturprominenz* (Prototyp: Karajan) machen sie das aus, was man die



Über quantitative Dimensionen sagt das Schaubild nichts aus (auffällig ist die Abwesenheit von Intellektuellen).

„feine Gesellschaft“ nennt. Unterhalb der Kulturprominenz rangieren die *Stars der Unterhaltungsindustrie und des Sports*; Repräsentanten insb. dieser beiden sozialen Verkehrskreise bilden den harten Kern der Namensparaden in den Gesellschaftskolumnen. Als eine besonders soziale Gruppierung läßt sich ferner ausmachen eine jeweils nur örtlich in Erscheinung tretende „Prestige-Elite“ (die „Schickeria“ von Düsseldorf, Hamburg oder München); und nicht zu übersehen ist jene soziale Gruppe (an der Basis der Pyramide), die das Rekrutierungsreservoir für typische Prestigekarrieren bildet, die für junge Frauen und Mädchen aus den unteren Schichten über die Beteiligung an Schönheitswettbewerben eröffnet werden, sei es in der Form der Miß-Wahl oder in der Form des Penthouse- oder Playboy-Mädchens. Die einzelnen Gruppierungen der Oberschicht sind jeweils umgeben von einem Hof von „Dienstleistern“, die sich auf die Bedürfnisse ihrer jeweiligen Bezugsgruppe eingestellt haben. Das soziale Ansehen der Dienstleister bemißt sich nach dem gesellschaftlichen Rang ihrer jeweiligen Bezugsgruppe, aber auch nach der Qualität der von ihnen erstellten Dienstleistung. In den Gesellschaftskolumnen tauchen vor allem die Dienstleister der Kulturprominenz auf, jene der Familien der Prestigeelite, denen momentan ein aktueller Nachrichtenwert zukommt, sowie jene Dienstleister, die für die Bedürfnisse und Wünsche der Stars der Unterhaltungsindustrie zuständig sind, wie – in unsystematischer Folge – Manager und Geldgeber, Modeexperten, Experten für Eß- und Trinkkultur, Medienexperten, Starfriseur, Starköche etc.

Die Namensparaden lassen sich also verdichten zu gesellschaftlichen Verkehrskreisen, zu sozialen Gruppierungen, die sich untereinander abstufen lassen, wobei uns die Spielarten

der Prominenz – die „eigentliche“ Prestige-Oberschicht – besonders interessieren. Diese Abstufung erfolgt nach der *Logik der Distinktion*, der sozialen Absetzung, wie sie sich in den von Graeter produzierten Gesellschaftskolumnen manifestiert. Sie wird sichtbar – kann sichtbar gemacht werden – im *Typus des berichteten sozialen Ereignisses* (mit der Chance, das Ausmaß an Schließungstendenzen erkennen zu können), durch die jeweils mitgeteilten *zeremoniellen Verrichtungen*, die sich sozial „verorten“ lassen, denen insofern eine distributionelle Bedeutung zukommt, als sie den „Stoff“ abgeben, aus dem die „Stilisierungen des Lebens“ gemacht sind; gemeinsam ist diesen zeremoniellen Verrichtungen, die sich zu Lebensstilen kultivieren lassen, die Distanz zu körperlicher Arbeit. Schließlich – und dies scheint der zuverlässigste Indikator zu sein – in dem *Ausmaß der Diskretion*, die den Vertretern der einzelnen Prestige-Zirkel vom Gesellschaftsreporter entgegengebracht wird.

3. Zur Logik der sozialen Distinktion: Spielarten der Prominenz, typische Dienstleister und Anwärterinnen auf Prestigekarrieren

Das Ziel der folgenden Bemerkungen zur Logik der sozialen Distinktion, der sozialen Abhebungstendenz, ist bescheiden: Sie wollen zeigen, daß der Gesellschaftsreporter, obgleich kein Gesellschaftsanalytiker, ein feines Gespür für gesellschaftliche Rangunterschiede besitzt, was sich – bei entsprechender Lesart – auch durch die Gesellschaftskolumnen mitteilt. Bezogen auf die zuerst genannte Kategorie des sozialen Ereignisses bedeutet dies, daß die Texte Grundbegriffe von Zeit, Ort und Person(en) kennzeichnen, wie sie in unserer gesellschaftlichen Ordnung begründet sind. Insofern werden *Klassen der Zeit und des Ortes* bezeichnet, die Situationen bzw. Tätigkeiten anzeigen, sowie *Klassen des Status*, die sich auf die anlässlich eines sozialen Ereignisses miteinander Interagierenden beziehen, auf Gastgeber wie Gäste, so daß beispielsweise zwischen ihnen existierende Status- und Prestigedifferenzen sichtbar werden bzw. das vorherrschende Ausmaß an sozialer Geschlossenheit klar hervortritt. Wir präsentieren im folgenden einige Beispiele von hoher Anschaulichkeit – die Reihenfolge impliziert eine Rangfolge in der sozialen Vertikalen.

(I) In der Kolumne vom 28. Jänner 1985 („Heini Thyssen zeigt Tita und schöne Bilder“) erfahren wir, daß das „Oberhaupt“ des Thyssen-Clans, *Baron Hans-Heinrich („Heini“) Thyssen-Bornemisza*, im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg eine Ausstellung seiner „grandiosen Privatsammlung“ eröffnete. Die von Graeter präsentierte Namensparade (Gästeliste) macht deutlich, daß sich vor allem Mitglieder des Thyssen-Clans versammelt haben nebst mehr oder weniger gleichrangigen Persönlichkeiten der feinen Gesellschaft; „Geld“ und „Adel“, die Prestige angehäuft haben, bleiben unter sich. Man erfährt außerdem, daß die Lebensgefährtin des „Edelmannes“, Tita, die „Witwe von ‚Tarzan‘-Lex Baker“, sich „die ganze Zeit einen Kaugummi schmecken (ließ)“ und daß es bei der im Museum „zelebrierten“ Mahlzeit „Nürnberger Würstel mit Sauerkraut“ gegeben hat.

(II) Die Kolumne vom 28. Jänner 1985 berichtet außerdem über die vom BDI ausgerichtete alljährliche Gala („So tanzen sie – die Herrn vom BDI“) im Kölner Interconti: „Erst ein Stehempfang mit 500 Gästen (große Ballgarderobe), dann ein Essen, bei dem die Ehepaare getrennt placiert wurden“. Die präsentierte Namensliste zeigt an, daß die „Titelträger“ von Wirtschaft und Politik versammelt waren und es sich – trotz anwesender Ehefrauen – um eine „Herrengesellschaft“ handelte (vgl. Schlagzeile); insofern spiegeln sich sichtbar die gesellschaftlichen Verhältnisse wider: Führungspositionen in Wirtschaft und Politik sind ein Privileg von Männern. Die Wirtschafts- und Machtelite war relativ

geschlossen versammelt, stellvertretend für die ihnen zurechenbaren Dienstleistungserbringer wurden als typische Repräsentanten nur genannt: der erfolgreiche Wirtschaftsanwalt sowie die Inhaber administrativer Funktionen im Bereich der Leitungsebene der Ministerialbürokratie.

(III) Die Kolumne vom 18. Februar 1985 erwähnt eine Party, die die „Essen- und Trinken“-Chefin *Angelika Jahr* aus Anlaß des Geburtstages ihres Mannes für rund 100 Gäste in ihrer Villa in Hamburg ausgerichtet hat. Die nicht wegzudenkende Namensparade führt mehr oder weniger gleichrangige Inhaber von Spitzenpositionen im Bereich der Medienkultur auf bzw. prominente Journalisten (einschließlich ihrer Ehefrauen), präsentiert insofern einen Ausschnitt der Kulturprominenz. Wir erfahren außerdem, daß die Gäste „an zwei lebenden Kamelen, einem Elefant(en), einem Krokodil (mit entschärften Zähnen) und einem zwei Meter großen Bären“ vorbeigehen mußten, um in die Villa zu gelangen, wo ein „26gängiges Traummenü“ serviert wurde.

(IV) Die Kolumne vom 20. Juni 1985 berichtet ausführlich über ein „Gespensterfest“, das die Hamburger Innenarchitektin *Alexandra von Rehlingen-Frantz*, „Ehefrau des Starpianisten und Helmut-Schmidt-Freundes Justus Frantz“, in ländlicher Umgebung in der Ruine des Schloßes Obergrombach (Schloßherr: Krupp-Vetter Eckbert von Bohlen und Halbach) als Gastgeberin ausgerichtet hatte. „Deutschlands Jeunesse dorée“, 160 an der Zahl, erlebte in Gespensterverkleidung eine Gruselgala. Die Namensparade präsentiert eine Mischung aus Namensträgern (Adel), Jungunternehmern und Geschäftsleuten mit ihren Ehefrauen bzw. Freundinnen (unter ihnen beispielsweise die „Foto-Beauty“ Karin Feddersen).

(V) Die Kolumne vom 13. Jänner 1984 läßt uns wissen, daß der „Scotia-Film-Chef *Sam Waynberg* in seiner Villa in München-Bogenhausen (s)eine traditionelle Filmparty gegeben hat („graumelierte Herren und viele, viele Sexy-Sternchen“). „Bei dem Fest mischte Waynberg Geld mit Schönheit und stellte den graumelierten Herren aufblühende Sternchen aus Deutschlands verwelktem Filmgarten vor.“ Die Namensparade enthält hier typische Repräsentanten der Dienstleister in der Unterhaltungsindustrie (Verleiher, Regisseur, „Kino-Ketten-König“ etc.) sowie typische Anwärterinnen für eine Prestigekarriere (Playmates, Foto-Beauties, Filmsternchen etc.).

(VI) Ausführlich geht die Kolumne vom 17. April 1985 („Figaro macht Frauen froh“) auf die Party ein, die der Münchner Star-Friseur *Gerhard Meir* „und sein Freund Sigi“ anläßlich der Eröffnung ihres neuen Friseursalons („Le Coup“) in den neuen Räumen gaben. Die Namensparade präsentiert in erster Linie Namensträgerinnen der feinen Gesellschaft: Siemens, Rodenstock, Fürstenberg, Sachs, Hohenzollern sowie einige Repräsentantinnen aus der Gruppe der zurechenbaren Dienstleister, wie Ex-„Vogue“-Chefredakteurin *Christa Dowling* und *Jil-Sander*-Repräsentantin *Gil Tornau*, sowie einige angesehene Vertreterinnen der Unterhaltungsindustrie, wie z. B. den Showstar *Ellen Kessler* und die Fernsehschauspielerin *Michaela May*. Die feine Gesellschaft gibt also einem *ihrer* Dienstleister die „Ehre“.

Die von den Gesellschaftskolumnen jeweils mitgelieferten Zeit- und Ortsangaben des präsentierten sozialen Ereignisses sowie die jeweils aufgeführten Namensparaden erlauben eine erste soziale Verortung, die sich verfeinern läßt durch binäre Zuordnungen (I–III; II–IV; V–VI) – unter Einbeziehung auffälliger zeremonieller Verrichtungen. Im übrigen werden die präsentierten Namen als „summary symbol“ für soziale Herkunft bzw. soziales Ansehen gehandhabt, leicht daran ersichtlich, daß für weniger prominente Personen Prestige-Stammbäume gebildet werden („die Hamburger Innenarchitektin *Alexandra von Rehlingen-Frantz*, Ehefrau des Star-Pianisten und Helmut-Schmidt-Freundes *Justus Frantz*“) oder bedeutungsarme Titelträger („Anwalt Dr. *Wolfgang Seybold* [Freund

Minister Wörners]“) dadurch aufgewertet werden, daß sie einem Namensträger zugeordnet werden, dem das Merkmal „prominent“ eindeutig zugeschrieben wird. Doch welche Bedeutungen lassen sich mit Hilfe der Operation des Arrangierens zu binären Gruppierungen erschließen!

Das quasi-öffentliche Ereignis – die Eröffnung der Ausstellung einer wertvollen Privatsammlung in einem der Öffentlichkeit normalerweise zugänglichen Gebäude (Museum) – wird zum Familienfest, zu einer geschlossenen Veranstaltung des Thyssen-Clans, dessen Oberhaupt mit dieser Ausstellung eine elegante Methode gefunden hat, einen Teil seines persönlichen Besitzes – seinen Reichtum – diskret zur Schau zu stellen. Den gezeigten Gemälden ist die „finanzielle Stärke auf die Stirn geschrieben (. . .), und zwar in Lettern, die auch der flüchtigste Passant entziffern kann“ (Veblen 1971, 75). Insofern kann Graeter glaubhaft eine „Lady aus Münchens Klatschadel“ zitieren, die beim Anblick der Bilder gesagt haben soll: „Wenn man die Bilder sieht, weiß man erst, wie arm man ist!“ Das Sammeln kostbarer Gemälde, das Auftreten als Kunstliebhaber und Kunstkenner stellen Stilelemente dar, die demonstrativ anzeigen, daß man sich von körperlicher Arbeit distanziert, d. h. daß man von existentiellen Alltagsnöten frei ist und zu den Privilegierten zählt. „Die demonstrative Befreiung von jeglicher Arbeit wird deshalb zum konventionellen Merkmal des überlegenen Besitzes und zum herkömmlichen Maßstab des Prestiges“ (Veblen 1971, 43). Für die Dauer der Ausstellungseröffnung wird der öffentliche Platz „Museum“ zu einem privaten Ort, an dem sich eine geschlossene Gesellschaft auserlesener und damit erlesener Namens- und Titelträger versammelt, die eine unentwirrbare Mischung von Adel und Geld, von Kostbarem und Exklusivem – „Expräsident Scheel (. . .): ‚Baron Thyssen hat alles, und von jedem das Beste‘“ – darstellen, zur Darstellung bringen, so daß sich eine weitere Steigerung der zu Schau gestellten Exklusivität nur noch durch eine „Umwertung“ der bei der zeremoniellen Veranstaltung des Essens üblicherweise zur Anwendung gebrachten Stilmittel erreichen läßt: an die Stelle einer erlesenen Menüfolge exotischer Gerichte tritt das einfache Mahl aus heimischer Küche: Nürnberger Würstel mit Sauerkraut.

Andererseits wird ein Ereignis mit intimem Charakter aus der Freud-und-Leid-Folge der Familie zu einem quasi-öffentlichen Ereignis gemacht – allein durch die Anzahl der Teilnehmer, die der präsentierten Namensparade zufolge einen Ausschnitt der Kulturprominenz mit entsprechenden Dienstleistern repräsentieren. Das dabei erreichte Prestigeniveau, abgesichert durch eine „erlesene“ Mischung aus Geld und professionellem Selbstbewußtsein, wird durch ausgefallene zeremonielle Verrichtungen noch gesteigert: durch die vorgezeigten „exotischen“ (= nicht-einheimischen) Tiere und das aufgefahrene „26gängige Traummenü“. Die ausgefallene Idee mit den exotischen Tieren, deren Kostspieligkeit und offensichtliche Nutzlosigkeit sie für Gesellschaftsspiele um Status- und Prestigechancen prädestinieren, sowie die ausgefallene Menüfolge haben gesellschaftlichen Repräsentationswert. Sie sind unentbehrliche Instrumente gesellschaftlicher Selbstbehauptung in einer auf sozialer Distinktion bedachten Prestige-Oberschicht, insbesondere für diejenigen Prestigezirkel, die mit den hohen und höchsten Rängen der feinen Gesellschaft im Prestigewettbewerb stehen.

Die „Gala“ des BDI ist zu einer Institution geworden: etablierte prominente Titel- und Namensträger aus Politik und Wirtschaft präsentieren sich an einem quasi-öffentlichen Ort als geschlossene Gesellschaft. Die vorgeschriebene Garderobe („große Ballgarderobe“) gibt mit Hilfe der „Regel der zeremoniellen Korrespondenz“ (Sahlins) Auskunft über die berufliche und gesellschaftliche Stellung ihrer Träger: Sie sind allesamt der Klasse der

etablierten „gemachten Männer“ (Macht und Geld) zuzurechnen, was in unserer Gesellschaft mit höherem Alter korreliert. Die besagte „Regel der zeremoniellen Korrespondenz“ „bezieht sich auf die analoge Differenzierung der Bekleidung in zwei Klassen von Funktionen, die ebenfalls durch den Gegensatz von Zeremonie und Arbeit bestimmt sind“ (Sahlins 1981, 264), d. h. Gesellschaftskleidung, die anlässlich hochritualisierter Anlässe (Gala) getragen wird, weist eine auffallende Ähnlichkeit auf mit der Bekleidung („dunkler Anzug“), die von Inhabern leitender Positionen in Politik und Wirtschaft bevorzugt wird. Die gewählte Form des gesellschaftlichen Ereignisses, die zu seinem Anlaß getragene Kleidung – sie alle symbolisieren, daß sich diejenigen, die an diesem sozialen Ereignis in der vorgeschriebenen Bekleidungsweise partizipieren, mit der herrschenden Ordnung identifizieren.

Der Nachwuchs der etablierten Wirtschaftselite, die „Jeunesse dorée“ von Geld- und wirklichem Adel, wie sie sich in der präsentierten Namensparade widerspiegelt, trifft sich zur Party in einer Schloßruine in ländlicher Umgebung. Die aufwendige, sorgfältige Verkleidung zur „Grusel-Gala“ verrät eingedenk der „Regel der zeremoniellen Korrespondenz“, daß auch die Verkleideten bereits zum Establishment gehören; andererseits symbolisiert die Verkleidung den zeitweiligen, gesellschaftlich anerkannten Ausstieg aus den Arbeits- und Karrierezwängen, die sowohl Selbstdisziplin voraussetzen als auch zu ihr erziehen. Die „Geister-Gala“ läßt sich somit als Versuch interpretieren, der nüchternen „entzauberten Welt“ rationaler Geschäftsbeziehungen einen „Zaubergarten“ der Illusionen als bewußt arrangiertes Gesellschaftsspiel entgegenzusetzen, mit romantischen Einfärbungen (Schloßruine) und der ebenfalls anklingenden Sehnsucht des in der Bändigung seiner Affekte erprobten städtischen Geschäftsmannes nach dem „natürlichen“ Landleben. Zugleich ist die „Geister-Gala“ eine sorgfältig geplante und arrangierte Veranstaltung, ihre ganze „Machart“ verweist auf Qualitäten, die im allgemeinen der berufsbürgerlich-industriellen Rationalität zugerechnet werden. Die Veranstaltung scheint dermaßen „durchorganisiert“ zu sein, daß offenbar Spontaneität nicht aufzukommen vermag: „Zwischen Ruine und Dorfsaal schlugen sich die Gäste ‚geist-reich‘ die Stunden um die Ohren“. Selbst die von Graeter herangezogene klischeehafte Formulierung, mit deren Hilfe er eine vorsichtige Distanz andeutet: „Einige mußten sich nicht arg anstrengen, um sich zu verkleiden“ spricht für unsere Interpretation. Das, was sich zunächst als bewußt angelegte Maskierung im Geschäftsleben entwickelt hat: die Selbstkontrolle spontaner Impulse, die Beherrschung des Gesichtsausdrucks, kurzum: das Aufsetzen einer Maske, ist zur zweiten Natur geworden. Ein naheliegender Vergleich bestärkt uns in dieser Sehweise. Es ist bekannt, daß die höfische Gesellschaft Verkleidungen, insb. in der Form von Maskeraden, liebte. Norbert Elias hat in seinem lange Zeit unbeachtet gebliebenen Buch über „Die höfische Gesellschaft“ (1969) den Zusammenhang aufgezeigt zwischen dem „Spiel der Masken“ und der Maskierung spontaner Impulse, die ihrerseits Ausdruck der höfischen Rationalität ist. Eine Affektentladung konnte sich der höfische Mensch nicht leisten: „Sie deckt das wahre Empfinden des Betreffenden in einem Maße auf, das, weil nicht berechnet, schädlich sein kann; sie spielt den Gunst- und Prestigekonkurrenten vielleicht Trümpfe in die Hand“ (Elias 1969, 169). Der Konkurrenzkampf um ständig bedrohte Macht- Status- und Prestigechancen der höfischen Gesellschaft „zwingt so zu einer Bändigung der Affekte zugunsten einer genau berechneten und durchnuancierten Haltung im Verkehr mit den Menschen“ (Elias 1969, 169). Der differenzierten Durchbildung von Etikette, Zeremoniell, Geschmack, Kleidung, ja selbst der Konversation, kam die gleiche Funktion zu: „Jede Einzelheit war hier ein stets bereites Instrument im Prestigekampf und die Durchformung diente nicht nur der demonstrativen Repräsentation und der gegenseitigen Eroberung von

Status und Macht, der Distanzierung nach außen, sondern ebenso der Abstufung der Distanzen in Gedanken“ (Elias 1969, 169 f.).

Die beiden im folgenden anzusprechenden sozialen Ereignisse sind Vergesellschaftungsformen vom Typ der „Party“, die mit ihrer beziehungslosen Beziehungsroutine ein Charakteristikum unserer Zeit zu sein scheint; so wie der Salon mit der dort gepflegten Kunst der Konversation, der Form vor Inhalt geht, typisch für die adlige, aber auch großbürgerliche Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts war.

Die beiden Partys unterscheiden sich von den bislang betrachteten sozialen Ereignissen dadurch, daß der Gastgeber in beiden Fällen einer Dienstleister-Klasse angehört, die jeweils einer bestimmten Prestigeschicht zuzurechnen ist.

Die eine Party gibt ein Dienstleister der Unterhaltungsindustrie (der Filmbranche) in seinem „Bogenhausener Flimmer-Hauptquartier“. Unter den Gästen finden sich – u. a. als Folge geschäftlicher Verpflichtungen bzw. Rücksichtnahmen – andere über Geld und Einfluß verfügende Dienstleister dieser Branche sowie typische Anwärterinnen auf eine branchenspezifische Prestige-Karriere: Playmates, Penthouse-Mädchen, Mißwahlen-Gewinnerinnen, die Graeter gegebenenfalls in seinem Namensparaden auftreten läßt und für die er insofern einen wichtigen Promotor darstellt. In der Regel stellt die Beteiligung an Schönheitswettbewerben für diese Mädchen das „physische Kapital“ dar, das sie zum gesellschaftlichen Aufstieg einsetzen können, der sich über typische Berufsrollen (Mannequin, Hostess, Fotomodell etc.) vollzieht (vgl. Bourdieu 1985, 585). Die Kombination „Dienstleister“ – „namenlose Schönheiten, die sich einen Namen machen wollen“ ist demnach nicht zufällig: auch „physisches Kapital“ bedarf der Anlageexperten. So gesehen übernehmen solche Dienstleister, die über Einfluß verfügen, eine Promotoren- bzw. Pfortnerrolle: Sie kontrollieren den Zugang zum Markt der Status- und Prestigechancen. Hinter dieser Kombination verbirgt sich eine Reihe typischer Gegensatzpaare:

Gastgeber (Dienstleister) –	Gäste (Anwärterinnen auf Prestigekarriere)
männlich	weiblich
älter (Einfluß)	jung
wenige	viele
Geld (Einfluß)	Schönheit
	Sex

Graeters Kolumnenaufhänger: „Graumelierte Herren und viele, viele Sexy-Sternchen“ zeigt die relevante Tauschstruktur an, die mit den Gegensatzpaaren expliziter gemacht werden kann. Doch selbst das abgedroschene Klischee der Wahlverwandtschaft von Sex und Geld (Einfluß) transportiert Bedeutung – wie eine Münze, die abgegriffen ist, aber dennoch ihren Wert behält. Daß dies so bleibt, ist nicht zuletzt ein Verdienst des Gesellschaftsreporters.

Die andere Party wird von einem Dienstleister (Star-Friseur) veranstaltet aus Anlaß der Neueröffnung seines Friseursalons. Gäste sind vornehmlich Damen der feinen Gesellschaft: Kundinnen, die sich *nur* von diesem Dienstleister bedienen lassen, nicht nur, weil sie seine professionellen Fähigkeiten und Fertigkeiten schätzen, sondern weil sie den Status quo des eingespielten Prestigerangleichgewichtes aufrechterhalten wollen. In Wirklichkeit sind jedoch die Kundinnen der Prestigeoberschicht die heimlichen Gastgeberinnen, die „Prestige

auf Pump“ gewähren, das „opening“ zu einem Gesellschaftsspiel umfunktionieren und dabei das kitschige Interieur des Friseursalons nicht als störend empfinden angesichts des in diesen Prestigezirkeln gepflegten exklusiven Geschmacks (roter Marmor aus Afghanistan, schwarzer Bottoro-Marmor aus Italien, eine „Plastik aus Plastik, die wie schwerer Marmor aussieht“ und „in einer Originalform aus dem Besitz König Ludwigs in den Museumswerkstätten gegossen“ wurde, einen „2,20 m großen nackten Mann, einen breitbeinig daliegenden Faun“ darstellend). Doch in diesem Sich-Einlassen auf Kitsch, der in einem Wahlverwandtschaftsverhältnis steht zum „Männerbund“ der beiden Star-Friseure („G. Meir, blonder Jüngling mit goldener Schere, und sein Freund Sigi, die beide das ‚Griechisch-Römische‘ lieben“), manifestiert sich eine Haltung der „symbolischen Übertretung“ und Definitionsmacht, die – z. B. als Antithese zum rigiden Moralismus unterer Schichten – zu elitären Abschließungstendenzen ebenfalls genutzt werden kann. Auf diese Weise bilden Gastgeber und Gäste, Dienstleister und Kundinnen eine untrennbare Symbiose, bei der die eine Seite jeweils auf die andere angewiesen ist, was sich in Entsprechungsverhältnissen manifestiert, die durch eine Reihe von Oppositionsbegriffen zum Ausdruck gebracht werden können:

Gastgeber (Dienstleister) –	Gäste (Kundinnen der feinen Gesellschaft)
männlich	weiblich
jung/schön	älter/elegant
wenige	viele
professionelles Können/Leistung	Geld/Prestige
Kitsch	Geschmack

In dieser Symbiose des wechselseitigen Aufeinanderangewiesenseins von Prominenz und Dienstleistern – in manchen Gesellschaftskolumnen beigegebenen Fotos spiegelt sich diese Verbindung wider (Goffman 1981, 50 f.) – liegt schließlich auch das Berufs- und Erfolgsgeheimnis des Gesellschaftsreporters begründet. In dem Maße wie Graeter über Dienstleister im Prestigeschatten von Prominenz berichtet, in dem Maße berichtet er auch über die strukturellen Voraussetzungen seiner Tätigkeit – und verrät damit auch etwas über sich! Diesen strukturellen Voraussetzungen wenden wir uns nunmehr zu.

Auch auf den Gesellschaftsreporter trifft die von Simmel konstatierte banale Selbstverständlichkeit zu, „daß alle Beziehungen zwischen Menschen auf dem Wissen ruhen, das der eine von dem anderen hat“ (Simmel 1983, 151); mit der wichtigen Einschränkung, daß eine wechselseitige vollkommene Verhaltenstransparenz sich verbietet: Die Folge wäre eine unmögliche Gesellschaft, worauf Thackeray mit seiner Glosse aufmerksam macht, in der er die Vorstellung einer Gesellschaft entwickelt, „in der die Menschen wechselseitig alles voneinander herausfinden“ (Popitz 1968, 5). Wie Simmel weiter bemerkt, ist die Bekanntschaft – jene „oberflächlichste Beziehung“, bei der sich der Grad des Kennens ausschließlich auf das bezieht, was jemand „in der dem anderen und der Welt zugewandten Schicht ist“ (Simmel 1983, 151) – „der eigentliche Sitz der ‚Diskretion‘“ (Simmel 1983, 151). Hierunter versteht er die Respektierung jener ideellen Sphäre, die jeden Menschen umgibt und in die „einzudringen, den Persönlichkeitswert des Individuums zerstört“ – auf eine Lädierung seines Ichs, seines Selbstwertgefühls, hinausläuft. Andererseits benötigt jedermann die

anderen: Sie sind der Spiegel des Selbsts, wie auch der Blick des „nur“ in seinen Körper verliebten Bodybuilders in den Spiegel Identitätsbildung bedeutet – durchaus unter Einbeziehung der anderen, obwohl sie physisch nicht präsent sind. Im Spiegel sieht er nämlich „stets die ‚Form‘, die er objektiv präsentieren würde, sähe durch seine Augen ‚jetzt‘ ein anderer. Der Bodybuilding-Spiegel illustriert so gleichsam die ‚Generalthese der Reziprozität der Perspektiven‘“ (Honer 1985, 134). Was für die Bekanntschaft gilt, gilt auch für die hier behandelten sozialen Ereignisse, insbesondere für die „Party“, jener „modernen“ Form der Beziehung, die sich damit begnügt, daß „jeder sozusagen von der Existenz des andern Notiz genommen hat“ (Simmel 1983, 151). Gerade für diese Form der Vergesellschaftung besteht insofern eine besondere Diskretionspflicht, als sie ja, wie Goffman an anderer Stelle (1969) gezeigt hat, mit der Leistung eines „Ensembles“ gemeinsam agierender Individuen verglichen werden kann, die auf einer dem Publikum zugewandten „Vorderbühne“ eine idealisierte Darstellung ihrer selbst geben, in der Absicht, daß die anderen die sich selbst darstellenden Ensemblemitglieder für das halten, wofür sie gehalten werden wollen. Goffman beschreibt auch die verschiedenen Techniken, mit deren Hilfe wir solche Eindrucksmanipulationen betreiben und dafür sorgen, daß die „Fassade“, die wir gegenüber unserem Publikum errichtet haben, nicht „brüchig“ wird oder gar zusammenbricht. Wir betreiben Imagepflege – wir pflegen „ein in Termini sozial anerkannter Eigenschaften umschriebenes Selbstbild – ein Bild, das die anderen übernehmen können“ (Goffman 1971, 10). Imagepflege betreiben auch die verschiedenen Prestigezirkel, nicht zuletzt mit Hilfe des Gesellschaftsreporters. Während das Publikum nur auf der Vorderbühne erscheint, hat der Gesellschaftsreporter Zutritt zur Vorder- wie zur Hinterbühne, auf denen die Darsteller agieren; auf diese Weise gelangt er auch in den Besitz von destruktiven Informationen, mit denen er, wie zu zeigen ist, äußerst vorsichtig umgeht. Weil er sich das Vertrauen derjenigen erhalten muß, die ihn ständig mit Informationen versorgen, wird er destruktive Informationen nicht an das Publikum verraten; aus diesem Grund spielt er die Rolle des „Claqueurs“ – „ist also jemand, der wie alle anderen im Publikum, ein naiver Zuschauer zu sein scheint, in Wirklichkeit aber in die Ziele der Darstellung eingeweiht ist und im Interesse der Darsteller agiert“ (Goffman 1969, 134), mit ihnen also verbündet ist. Dennoch scheint es Abstufungen hinsichtlich des Zwangs zur Diskretion zu geben, Abstufungen, die sozial anerkannte Rang- und Bedeutungsunterschiede widerspiegeln und insofern Auskunft geben können über die Konturen der Prestigehierarchie. Behandelt Graeter die Titel- und Namensträger der oberen Ränge der Prestige-Oberschicht mit Respekt, so verhält er sich – bei den von uns präsentierten Beispielen – gegenüber bestimmten Dienstleistern, insbesondere gegenüber den „Wartungsspezialisten“, den Spezialisten für die persönliche Fassade (Hair-dresser), auffallend despektierlich, eine Haltung, in der er sich noch übertrifft bei den Anwärterinnen auf eine Prestige-Karriere (Starlets).

Erstes Beispiel:

„. . . das blonde Gift Isa Haller, deren ausladende Liegenschaften Regisseur Zwetschi Marischka („Laß jucken Kumpel“) betreut, die spontane Sabine von Maydell mit ihrem sinnlichen Mund (hat in Paris jetzt Französisch gelernt) und das Kuschelmädchen Simone Brahmann (. . .)“, die „charmante (. . .) Hotel-Erbin Margit Friedrich (Breidenbacher Hof, Düsseldorf), die mit ihrer Schleife im Haar wie Daisy Duck am Volkstrauertag aussah“ (Kolumne vom 13. Jänner 1984)

Zunächst vermittelt der Text die eindeutige Botschaft, daß Sex gegen Einfluß zur Wahrnehmung von Prestigechancen getauscht wird; schließlich werden die präsentierten Starlets ausschließlich mit Hilfe geschlechtsspezifischer Merkmale („Busenwunder Sybille

Rauch [Maße 95 – 65 – 90]“, „ausladende Liegenschaften“ etc.) charakterisiert, ganz in der Art wie Patienten vom Pflegepersonal bisweilen etikettiert werden mit Hilfe des übergeordneten Statusmerkmals der diagnostizierten Krankheit (die „Niere“ auf Zimmer 18). Doch offenbar hat dies etwas mit der Wirklichkeit zu tun: Denn das bei Schönheitswettbewerben zur Schau getragene und entdeckte „physische Kapital“ läßt sich für eine Prestigekarriere einsetzen über den Umweg der hierfür vorgesehenen „Gespielinnen-Rolle“, bei der die Karriere allerdings auch enden kann, so daß die betreffende Aspirantin nie aus den Betten, aber auch nie auf die Leinwand kommt. Darüber hinaus eröffnet die gewählte Wortfolge „mit ihrem sinnlichen Mund“ / „hat in Paris jetzt Französisch gelernt“ einen Bedeutungshorizont, der nach zwei Richtungen hin offen ist, ganz wie die Annoncen von Hostessen, die „nette Stunden“ versprechen. Und wird der „second code“ von den falschen Leuten zur unpassenden Zeit beansprucht, so läßt sich leicht der Rückzug auf die nicht zu beanstandende Sinnebene antreten, wodurch es überdies möglich wird, die eben noch legitime Entrüstung als illegitim erscheinen zu lassen.

Zweites Beispiel:

Eine ähnliche, ebenfalls die „idelle Sphäre“ der Persönlichkeit verletzende Darstellungsweise findet sich in der Gesellschaftskolumne über die beiden „Star-Friseure“ (vom 17. April 1985). Hier wird mit Hilfe der Wortfolge: „blonder Jüngling“ / „sein Freund Sigi (. . .), die beide das ‚Griechisch-Römische‘ lieben“ ebenfalls ein zweideutiger Bedeutungshorizont eröffnet, der aber sogleich wieder durch die gewählte Kolumnen-Überschrift „Figaro macht Frauen froh“ eingeschränkt wird zugunsten einer bestimmten Lesart, von der man sich jedoch bei Bedarf wieder distanzieren kann.

Despektierlich ist auch die Passage über den Party-Service, die die opening-Party der beiden Dienstleister als eine Parodie auf ihr Vorbild – den stilvollen Empfang, wie er von gehobenen Gesellschaftskreisen gepflegt wird – erscheinen läßt – vermutlich auch zu Recht: „Ein Ilja-Richter-Verschnitt balancierte Sekttablets durchs Gedränge und ließ in regelmäßigen Abständen, aber unbeabsichtigt, Gläser klirren – nach dem Motto: Scherben bringen Glück“ (17. April 1985).

Hinsichtlich der Prestige-Oberschicht läßt sich also beim Gesellschaftsreporter ein stark hierarchisiertes Gesellschaftsbild mit eindeutigem „Oben“ und „Unten“ nachweisen. Die oberen Ränge sind von jenen (in sich wiederum geschichteten) Spielarten der Prominenz besetzt, die sich durch „gehobenen Geschmack“ auszeichnen, die Wert legen auf eine besondere Manier, also die Art und Weise wie ein Konsumgegenstand zelebriert wird; es ist eine Prestigekultur, die darauf bedacht ist, sozial einzigartige Stilelemente, wie sie beispielsweise in der Partykultur der Kulturprominenz (exotische Tiere, exotische Speisen) zum Ausdruck kommen, zu pflegen und weiterzuentwickeln, um auf diese Weise Exklusivität anzuzeigen in der Absicht, sich sozial abzugrenzen. Nicht nur von den unteren Rängen, sondern auch von den „im Oberhaus“ um einen Rangplatz konkurrierenden Prestigeschichten. Die Rangabstufungen lassen sich jeweils beschreiben als eine Stufenfolge zwischen solchen sozialen Gruppierungen, die exklusive Kulturpraktiken (Eß-, Trink- und Bekleidungskultur etc.) vorgeben, und solchen Gruppierungen, die diese Kulturpraktiken nachahmen, nicht selten dabei unfreiwillig parodieren. Zur Nachahmung befähigt sind vor allem die jeweiligen Dienstleister, die infolge ihrer Nähe zu der von ihnen betreuten Prominenz Einblicke in das Repertoire exklusiver Kulturpraktiken besitzen bzw. als „Wartungsspezialisten“ den Fundus exklusiver Kulturpraktiken betreuen und sich auf diese Weise auch selbst bedienen können (so trägt der Spezialist für exklusive Kleidung z. B. sicherlich Kleidungsstücke, die ihm auch seine Kunden [Kundinnen] abnehmen könnten). Die Nachahmer, zumal jene mit begrenzten Ressourcen, sind in der Auseinandersetzung

um Prestigechancen tendenziell mit dem Problem konfrontiert, das der typische Parvenu bei dem Bemühen hat, sich die Kulturpraktiken seiner jeweiligen Bezugsgruppe anzueignen – nämlich immer zu spät zu kommen, da sich die Distanzierungsschablonen bereits wieder verschoben haben. Die unteren Ränge werden – folgt man der Sehweise des Gesellschaftsreporters – eindeutig von den Anwärtnerinnen auf Prestigekarrieren eingenommen, den zahlreichen Starlets, die mehr oder weniger ausschließlich das ihnen zur Verfügung stehende „physische Kapital“ einsetzen.

Allerdings bezeichnet der vom Gesellschaftsreporter gezeigte Mangel an Diskretion keine bloß „gedachte“ Trennlinie zwischen den einzelnen Prestigeschichten, vornehmlich zwischen den Welten der „Vorreiter“ und „Nachahmer“, sondern besitzt Realitätsbezug. Dies läßt sich auf höchst „anschauliche“ Weise demonstrieren an der Art und Weise wie Starlets ihr „physisches Kapital“ einsetzen; denn es ist nicht zu leugnen, daß mit der Körperpräsentation immer mehr als die bloße Physis in Erscheinung tritt, da der Körper selbst eine unwiderlegbare Objektivierung der Geschmackskultur darstellt. Die „Busenwunder“ mit ihren „ausladenden Liegenschaften“ sind offensichtlich Manifestationen des Körpereinsatzes, wie sie in der Nachahmerschicht der Anwärtnerinnen auf eine Prestigekarriere üblich zu sein scheinen. Insofern düften die Damen der „feinen Gesellschaft“ – auch solche mit „großem“ Busen – andere Formen des Körpereinsatzes und der Körperpräsentation zur Schau tragen.

4. Die „feinen Unterschiede“ – stilisierte Stilisierungen

Die Gesellschaftsreportagen Graeters lassen sich so dechiffrieren, daß Konturen der Prestige-Oberschicht sichtbar werden. Es wird sichtbar, daß es Spielarten der Prominenz gibt, die sich voneinander abzugrenzen versuchen. Sichtbar wird vor allem, daß es klar voneinander abzugrenzende obere und untere Ränge gibt, kaum sichtbar wird, wie die Distinktionsbemühungen der einzelnen Prestigezirkel im Detail aussehen, welche Kulturpraktiken sie zu welchen Lebensstilen verdichten. Bestenfalls bekommt man einen Einblick in das Arsenal der gängigsten Statussymbole, so wenn Graeter zum Beispiel die „superlange Luxusutsche“ (375.000 DM) von Sylvester Stallone („Rocky“) vorstellt oder über die vom „R.R.-Repräsentanten“ Rüdiger Czakert veranstaltete Rolls-Royce-Party (13. April 1985) berichtet und in diesem Zusammenhang erwähnt, daß es in der BRD 800 Rolls-Royce-Besitzer gibt, „darunter Bestsellerautor Philip Vandenberg, Komponist Giorgio Moroder, Society-Schneider Max Dietel, Plattenproduzent Ralph Siegel“. Doch schon andere, eher herkömmliche Statussymbole, wie Hunde und Pferde, kommen so gut wie nicht vor. Nur einmal heißt es in der Kolumne vom 9. April 1984: Sylvester Stallone „spricht über seinen neuen Lieblingssport Polo. Er hat ein Dutzend speziell gezüchteter Sportpferde, die in den eleganten Stallungen der neuen überdachten Poloanlage ‚Griffith-Park‘ untergebracht sind. Polo in der Halle ist für die High Society von Beverly Hills, das mit rund 35.000 Einwohnern mehr Rolls Royce besitzt als London, der letzte Schrei.“ Die auffällig seltene Erwähnung von Hunden als Statussymbol erstaunt, eignen sie sich doch vorzüglich als Objekte des demonstrativen Konsums – schließlich kann man sie überall mitnehmen und die Chancen, ein seltenes und kostbares Exemplar vorzeigen zu können, sind durch Züchtungserfolge und zahlreiche Importmöglichkeiten erheblich gestiegen. Zudem werden Hunde in der Nähe des Menschen gehalten, mit der Folge, daß ihnen die Qualität von Subjekten zugeschrieben wird: Sie erhalten Eigennamen, man unterhält sich mit ihnen und viele Hunde erhalten sogar ein „richtiges“ Begräbnis – ihr Verzehr erscheint somit undenkbar (Sahlins 1981, 243 ff.). Unendliche Chancen zur Stilisierung demnach! Auch die Vielfalt der Chancen, den

banalen Vorgang des Essen-Müssens zu einer gesellschaftlichen Zeremonie zu stilisieren (Simmel 1957, 243 ff.), die zahlreichen Möglichkeiten die Eßgebärde zu Distinktionszwecken nach ästhetischen Prinzipien zu normieren (Qualität über Quantität, Hervorhebung von „Form“ und Manier), wird in Graeters Gesellschaftskolumnen nicht sichtbar, nicht sichtbar gemacht. Die mit der Sozialisierung des Essens gegebene distributionelle Funktion läßt sich bestenfalls errahnen, wenn „Feinschmecker-Oasen“ (auffällig oft genannt „Die Ente im Lehel“ von Hans Peter Wodarz in Wiesbaden) mit den dazugehörigen Namensparaden präsentiert werden. Es handelt sich um Prominententreffs mit „Clubcharakter“: Der gesellschaftliche Anlaß ist Vorwand für ausgewählte Treffen – so gesehen „Geselligkeitstechniken zur sozialen Abgrenzung“ (Bourdieu).

Exklusive Kulturpraktiken werden am ehesten sichtbar, wenn Graeter über solche Sportarten berichtet, die von Prominenten betrieben werden. Hier klingt an, daß mit bestimmten Sportarten ein Gewinn an Auszeichnung, Reputation und Exklusivität erzielt werden kann und welcher Aufwand erforderlich ist, wenn dieser „Distinktionsprofit“ (Bourdieu) einer noch der „feinen Gesellschaft“ vorbehaltenen Sportart durch fortschreitende Popularisierung bedroht ist. Grundsätzlich stehen zwei Techniken zur Verfügung, um die distributionelle Funktion einer Sportart zu sichern, wenn diese der Popularisierung anheimgefallen ist, wie dies inzwischen der Fall ist beim Reiten, Skifahren und Tennisspielen. Man betreibt die Sportart in exklusiven Clubs, die sich durch besondere Aufnahmebedingungen auszeichnen und hinsichtlich dieses Merkmals ihr religiöses Vorbild nicht leugnen können: die Sekte als voluntaristischer elitärer Zusammenschluß besonders qualifizierter Individuen, der das ganze Leben fordert und formt und mit seiner rücksichtslosen Exklusivität jene anzieht, die sich Gewißheit verschaffen wollen, auserwählt zu sein (Weber 1964, 382 ff.). Oder man vertieft die Kluft zwischen dem „Virtuosen einer esoterischen Technik“ (Bourdieu 1985, 583) und dem „auf den Status eines bloßen Konsumenten reduzierten Laien“, dem ein Spektakel, eine Show geboten wird. Dies läßt sich wenigstens aus den Gesellschaftskolumnen „herauslesen“, wie zwei Beispiele veranschaulichen mögen:

In St. Moritz „ist Cresta-Fahren am Tag und Rodeln nachts von Breda aus auf einer 6 km langen Bahn sehr gefragt. ‚Beides bedeutet aber eine satte Mutprobe‘, meinte gestern Prinz Leopold von Bayern und schwang sich bäuchlings auf den Cresta-Schlitten, der bis zu 140 Stundenkilometer schnell wird (. . .). Im elitären ‚Cresta-Club‘ in St. Moritz sind auch Prinzessin Caroline und ihr Mann Stefano Casiraghi aufgetaucht . . .“ (7. Jänner 1984)

„Das Wetter war traumhaft, als gestern die tollkühnen Teilnehmer der Schnaufferl-Rallye, die in Londons feiner Bondstreet gestartet waren, in St. Moritz eintrafen. Der Oldtimer-Wettbewerb war Auftakt zu der turbulenten Woche im exklusiven Wintersportort anläßlich des Jubiläums ‚100 Jahre Cresta‘. Der Klub der starken Männer (Präsident Roger Gibbs), die auf niedrigen Eisenschlitten mit Tempo 140 den Eiskanal ‚Cresta Cours‘ hinunterjagen, feiert das runde Bestehen mit allen Schikanen. Zwei Höhepunkte sind am Dienstagabend das ‚Shuttlecock-Dinner‘ mit 550 Gästen (meist Cresta-Fahrer, die einmal, wie zum Beispiel Roman Polanski, in der ‚Shuttlecock-Kurve‘ hinausgefliegen sind) und anschließend ‚Gunters Dracubilee Firework‘, ein Großfeuerwerk, das Cresta-Fan Gunter Sachs auf dem See von St. Moritz abschießt . . .“ (2. Februar 1985).

Überhaupt ist der Sport, wie eine Sozialgeschichte des modernen Sports leicht einsichtig macht (Bourdieu 1985; Elias/Dunning o. J.), ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie sich die Logik der sozialen Distinktion entfaltet, wie versucht wird, den Gegensatz zwischen exklusiv-distinktiven Sportarten – in unseren Breiten zählt derzeit Golf hierzu – und gewöhnlichen Sportarten aufrechtzuerhalten angesichts eines fortschreitenden Trends zur

Popularisierung jener Sportarten, die sich aristokratisch-elitäre Schichten einstmals angeeignet und zu einem Bestandteil ihres Lebensstils gemacht hatten, nicht zuletzt dank der Abkömmlichkeit ihrer Mitglieder von beruflichen Verpflichtungen. An solche bevorzugten Sportarten konnte sich leicht eine spezifische „Philosophie des Sports“ ankristallisieren, deren Prinzipien Wahlverwandtschaft besaßen zu den Tugenden der jeweiligen elitären Trägerschicht, die nicht selten einem „innerweltlichen Asketismus“ mit seiner eigentümlichen Verklärung der Selbstdisziplin huldigte. Über die Gedankenbrücke: „Körperbildung lehrt Disziplin“ konnte sich die Vorstellung vom Sport als einer „Schule des Charakters“ ausbilden, eine Vorstellung, in der „ein Moment von Antiintellektualismus (steckt)“ (Bourdieu 1985, 580) und die ausbeutbar war für andere Schichten wie für andere, z. B. militärische, Zwecke. Neben dieser „asketischen“ Tradition gab es immer schon eine „stärker hedonistisch orientierte Auffassung“ (Bourdieu), die eher auf „Körperkultur“ aus ist. An beiden Traditionen können schichtspezifische Stilisierungsbemühungen ansetzen. Beispielsweise die Körperkultur des Bodybuilding: Auch der „echte Bodybuilder“ ist ein asketischer Virtuose und sieht „nicht nur seine körperliche Verfassung, sondern nachgerade die Welt ‚als Wille und Anstrengung‘“ (Honer 1985, 138). Allerdings stellt Bodybuilding (noch) einen marginalen „Kompensations- und Ausweichbereich“ dar mit Tendenzen zur milieuhaften, subkulturellen Verdichtung, die „Lebensstil“ noch nicht genannt werden kann, allein schon deshalb, weil die Trägerschicht zu schmal ist. Die Spielarten der Prominenz scheinen dagegen eher solche Praktiken zu bevorzugen, die sich zum „Gesundheitskult“ stilisieren lassen, entweder als „Fitness-Kult“ (Aerobic, Jogging, Saunieren etc.) oder als „Kult der figürlichen Erscheinung“, an sich vor allem ästhetische Erwartungen knüpfen: wie die Idee eines harmonischen, kontrollierbaren schönen Körpers, der dem Alterungsprozeß Widerstand zu leisten vermag. Aus diesem Grund dürfte Bauchtanz derzeit „in“ sein. In dem Maße wie die gesellschaftliche Nachfrage nach solchen Angeboten vorhanden ist, entsteht ein Markt darauf bezogener Dienstleistungen, die auch dem Gesellschaftsreporter nicht entgehen: Zum Gesundheitskult gehört die „Schönheitsfarm“.

Es fällt allerdings auf, daß Graeter in diesem spannenden Bereich exklusiver Kulturpraktiken, denen die Funktion zukommt einem bestimmten, propagierten Lebensstil eine gesellschaftliche Überlegenheit zu verleihen, recht blaß wirkt. Über bloße Typisierungen und allgemeine Klischeevorstellungen, wie sie sich der „kleine Mann“ schon selbst zurechtgelegt hat in seinem Bemühen, sich von denen „da oben“ ein Bild zu machen, kommt er nicht hinaus. Es handelt sich hierbei um jene gängigen Typisierungen, ohne die Vergesellschaftung nicht möglich wäre (Simmel 1958, 256 f.). „Wir orientieren uns ja faktisch nicht allein an einer bestimmten Summe von Informationen über andere Menschen, sondern an psychologischen Versionen, an Charakter-Bildern, die wir uns voneinander zurechtlegen“ (Popitz 1968, 6). Im übrigen ist dies das Geheimnis von Robert Lembkes „Beruferaten“!

Und es zeigt sich auch hier, daß Sprache ein empfindlicher Indikator ist für gesellschaftliche Zwänge: Den mehr oder weniger vagen Typisierungen entsprechen höchst klischeehafte Formulierungen, vergleichbar dem Repertoire an feststehenden Redewendungen, das Sportreportagen auszeichnet. (So gibt es wohl keine Sportberichterstattung, in der es nicht heißt: „Er war die oft gesuchte Anspielstation“). Durch die stilisierte Sprachform verbreitet der Gesellschaftsreporter vor allem die Botschaft, daß seine Loyalität nicht in Zweifel gezogen werden kann bei dem schwierigen Versuch, Öffentlichkeit des Privaten herzustellen. Der Gesellschaftsreporter wird bei diesem Versuch mit einer höchst paradoxen Situation konfrontiert: Einerseits soll er aktuelle und mitteilenswerte und das heißt bis zu einem gewissen Grad indiskrete Informanten über „die“ Prominenz präsentieren, anderer-

seits hat er diese (einschließlich seiner Informanten) zugleich zu schonen, muß also Diskretion wahren. Und schließlich muß er immer auch sicherstellen, daß er glaubhaft bzw. kompetent erscheint. Aus diesem Dilemma vermag er sich nicht gänzlich zu befreien durch eine Flucht in allgemein gehaltene Typisierungen, die wenig besagen, aber nach „Geschwätzigkeit“ aussehen und ihm die wenig schmeichelhafte Berufsbezeichnung „Klatschkolumnist“ eingebracht haben; auch genügt es nicht, durch in Abständen präsentierte Fotos, die den Gesellschaftsreporter in vertrautem Umgang mit Vertretern der Prominenz zeigen, Glaubwürdigkeit zu demonstrieren. Vielmehr ist eine besondere Darstellungstechnik vonnöten, um die von der paradoxen Forderung nach Einhaltung der Diskretionspflicht bei der Präsentation indiskreter Informationen erzeugte Dissonanz zu reduzieren. Diese Technik besteht in der Präsentation solcher Ereignisse, denen einerseits das Merkmal der „Individualität“ anhaftet, die sich andererseits jedoch dadurch auszeichnen, daß sie sich zugleich auf etwas Allgemeines beziehen, beispielsweise einer Jedermanns-Erwartung entsprechen und insofern ent-individualisierend wirken. Genau diese Funktion erfüllen die auf den ersten Blick überflüssig erscheinenden Mitteilungen über harmlose Unfälle bzw. Verletzungen, die sich prominente Personen zugezogen haben, aber auch die sogenannten Klatschgeschichten über Partnersuche und Partnerwechsel. Dies ist die Bedeutung der ansonsten belanglosen Mitteilungen, die sich – geringfügig variiert – in vielen Kolumnen finden: daß sich der Produzent und Regisseur Franz („Buba“) Seitz „in der verschneiten Gletscherwelt von Obergurgel (. . .) eine böse Kniebänderzerrung zu(gezogen hat)“ und sein „Branchenkollege Luggi Waldleitner (Roxy-Film) . . . sich in Obergurgel – allerdings beim Schneeschaufeln – (verletzte)“ und dabei gesagt haben soll: „Ich muß mir einen Nerv eingeklemmt haben, ich kann nicht einmal meine Frau Angela umarmen“ (10. Jänner 1984). Barbara Valentin leidet „noch immer unter ihrer schweren Kehlkopfentzündung“ (25. Jänner 1985) und die „schöne Prinzessin Tina von Auersperg“ liegt „mit Verletzungen an der Halswirbelsäule im Hamburger Krankenhaus Altona“ (13. Februar 1985), Verletzungen, die sie sich bei einem fremdverschuldeten Verkehrsunfall zugezogen hatte. Von ähnlichem Zuschnitt sind die Mitteilungen Graeters über die menschlichen-allzumenschlichen Geschichten von der „ewigen Wiederkehr“ des Dritten im Spiel der Liebe, das sich zum „Reigen“ schließen kann:

„Im Münchner Bäumchen-wechsle-dich-Spiel gibt es eine neue Variante. Mit leichtem Schmunzeln wird seit kurzem ein besonders umfangreiches ‚Ringelpiez mit Anfassen‘ registriert: Fernsehstar Hannelore Elsner – ihr scheint Graeter besondere Aufmerksamkeit zu schenken, gemessen an der Häufigkeit ihrer Erwähnung – ist mit ‚Neu-Constantin-Film-Chef‘ Bernd Eichinger befreundet. Der wiederum verehrt gleichzeitig Produzenten-Tochter Jana Seitz (heißt sie nicht Gaby, gen. ‚Brella‘ . . .), die aber auch zarte Bande zum Lyriker Wolf Wondratschek unterhält. Dieser findet wiederum Iris Gras sehr nett. Das zeitlose Top-Modell hat nicht nur Augen für ihn, sondern ist auch von Schwabings heimlichem König Klaus Lemke begeistert . . .“ (12. Jänner 1984)

Und die Kolumne vom 2. Februar 1985 verlegt den „Reigen“ in die Prestigeschicht der „besseren Familien“:

„Das beliebte Bäumchen-wechsle-dich-Spiel kommt in der besten Familie vor. Während Prinzessin Birgitta von Hohenzollern, Schwester von Schwedenkönig Carl Gustaf, ihre Freizeit ganz offiziell mit dem Wurst-Fabrikanten Wolf Dieter („Maus“) Dietrich verbringt, hat ihr Mann, Prinz Hansi von Hohenzollern Trost bei einer Studentin gefunden, wieder eine ‚Birgit‘, kurioserweise die Ex-Freundin von Dietrich, aus dessen Wohnung sie vor zwei Wochen auszog. Die vertauschte Zuneigung kam bei der Geburtstagsparty von Baron Dirk Dörnberg („Aufhäuser“-Bank) vor einem halben Jahr zustande.“

So wie Heirat oder eheähnliches Zusammenleben mittlerweile eine Jedermanns-Erwartung geworden sind, so trifft dies inzwischen auch für die Trennung in der Form der Scheidung zu – jedenfalls für die Prestige-Oberschicht. Was sich auf den ersten Blick als extravagante Spielart in den Sexualbeziehungen darstellt – der „Reigen“ in der Form des „Bäumchen-wechsle-dich-Spiels“ – ist jedoch in Wirklichkeit ein sozialer Mechanismus zur „Schließung nach außen“: Auf diese Weise bleibt man garantiert unter sich (insofern stellen Heirats- und eheähnliche Beziehungen immer noch einen zuverlässigen Indikator dar für Schichtzugehörigkeit bzw. für Schichtgrenzen). Der „Reigen“ erfüllt diese Funktion, weil jeder der Tauschpartner davon ausgehen kann, daß die getauschte Partnerin vom statusgleichen Vorgänger „geadelt“, d. h. gesellschaftsfähig gemacht worden ist. Der „Reigen“ ist insofern ein funktionales Äquivalent zum Stammbaum.

Die zitierten Passagen über Unfälle, Verletzungen und Partnerwechsel lassen bereits erkennen, auf welche Weise Graeter Glaubwürdigkeit und Kompetenz signalisiert. Entweder sind es wortwörtlich wiedergegebene Äußerungen von Prominenten oder es ist die in Klammern gesetzte Preisgabe des Spitznamens einer prominenten Person, dessen sich üblicherweise nur jene bedienen, die zum Namensträger eine enge Beziehung besitzen, oder es ist die Angabe der Farbe eines bestimmten Bekleidungsstücks: All diese für sich genommen äußerst belanglosen Mitteilungen zeichnen sich dadurch aus, daß sie eine Darstellungsweise zelebrieren, die durch eine auffällige „Liebe zum Detail“ gerade auch in den unwichtigen Dingen eine Exaktheit vorzutäuschen vermag, die Authentizität suggeriert. Das „Detail“ ist eine Kategorie, die eine wahrheitsgetreue Version (sozial bedeutsamer Aspekte) der Realität suggeriert, also mit dem Anspruch auftritt, das, was behauptet wird, immer auch zu belegen und im übrigen jegliches Nachdenken über diese seine Funktion unterbindet, indem sich diese Absicht in den mitgeteilten Details verliert.

5. Stille Teilhaber: Zur Wahlverwandtschaft zwischen Gesellschafts- und Kriminalreporter.

Der Gesellschaftsreporter ist deshalb ein Gefangener seiner eigenen Rolle, weil er sich jenes Mindestmaß an Vertrauen erhalten muß, das notwendig ist, um nicht von Informationen abgeschnitten zu werden. Seine „Macht“ ist die Macht des geschriebenen Wortes und diese Macht beruht auf Informationen; ohne Informationen ist er ohnmächtig. So besteht das eigentliche Erfolgsgeheimnis des Gesellschaftsreporters in seiner Fähigkeit, ein gut funktionierendes Informationssystem aufzubauen und zu erhalten. Und diese Fähigkeit setzt die Begabung voraus, soziale Kontakte anzubahnen und zu pflegen. Der Gesellschaftsreporter – darin vergleichbar dem höfischen Menschen (Elias 1969, 159) – muß geübt sein in der „Kunst der Menschenbeobachtung“, nicht als angewandte Psychologie im wissenschaftlichen Sinne, sondern als im Berufsalltag vermitteltes Erfahrungswissen, das sich nicht nur auf einzelne Personen bezieht, sondern auf Personen in ihren Beziehungen zu anderen. Hierzu gehört ein Gespür für identifizierende Stilisierungen, also für solche Darstellungsweisen, die erste Informationen über die soziale und/oder persönliche Identität eines Individuums vermitteln (geschlechtsspezifische Grundmuster solcher identifizierender Stilisierungen sind z. B. Haartracht, Kleidung und Schmuck). Um sich auf den gesellschaftlichen Parkett der oberen Ränge der Prestige-Oberschicht bewegen zu können, muß er die *Spiel-Form* der Geselligkeit beherrschen; denn „alle Geselligkeit, auch die ganz naturalistische, wenn sie irgendwelchen Sinn und Bestand haben soll (legt), einen so großen Wert auf die Form“ (Simmel 1920, 55). Schließlich findet die Kunst des Sich-Unterhaltens „ihr Genügen an der bloßen Form“, d. h. „der Inhalt (darf) kein Eigengewicht bekommen:

Sobald die Diskussion sachlich wird, ist sie nicht mehr gesellig“ (Simmel 1920, 65). Im allgemeinen dürfte aber genügen, daß der Gesellschaftsreporter ein Gespür für solche sozialen Situationen entwickelt, die Menschen anfällig machen für Kommunikation: bei ihnen ein Mitteilungsbedürfnis wecken. Aus diesem Grund dürfte das gemeinsame Mahl mit potentiellen Informanten zu seinem Berufsalltag gehören wie Gespräche an halb-öffentlichen Örtlichkeiten, wo sich Prominenz zu treffen pflegt – mit Barkeepern, die „Ohren für Unerhörtes“ haben. In diesem Sinne ist der Barkeeper für den Gesellschaftsreporter eine ähnlich wichtige Figur wie für die Agenturen der sozialen Kontrolle der V-Mann oder Polizeispitzel (für Frankreich wäre hier noch die „Concierge“ zu nennen). Die Bar weckt ein Bedürfnis nach Kommunikation, darin vergleichbar dem Vis-à-vis-Verhältnis der Reisenden im Eisenbahnabteil, die wieder eine gesprächige Gesellschaft bilden, nachdem der Schock, den die neue industrielle Transportweise zunächst ausgelöst hatte: die Peinlichkeit, sich „minuten- bis stundenlang gegenseitig anblicken zu können oder zu müssen, ohne miteinander zu sprechen“ (Simmel 1958, 486; Schivelbusch 1979, 67 ff.) überwunden war. Seitdem gilt, was Simmel (1958, 500) glaubte feststellen zu können: „Die Reisebekanntschaft, solange sie wirklich nur eine solche ist und nicht einen von ihrer Anknüpfungsart unabhängigen Charakter annimmt, entwickelt oft eine Intimität und Offenherzigkeit, für die eigentlich kein innerer Grund zu finden ist. Hierzu scheinen mir drei Veranlassungen zusammenzuwirken: die Gelöstheit von dem gewohnten Milieu, die Gemeinsamkeit der momentanen Eindrücke und Begebnisse, das Bewußtsein des demnächstigen und definitiven Wieder-auseinander-Gehens“.

Dieser eher professionellen Seite der Tätigkeit des Gesellschaftsreporters, auf der schließlich seine ganze Existenz ruht, wird viel zu geringe Aufmerksamkeit geschenkt, mit der Folge, daß weitergehende Erkenntnismöglichkeiten verschenkt werden. Nicht nur deshalb, weil der *Gesellschaftsreporter* über die „Randgruppe“ der Prominenten und der *Lokal- und Kriminalreporter* über die „Randgruppe“ der Kriminellen berichten, besteht zwischen ihnen eine Adäquanzbeziehung; strukturelle Ähnlichkeiten ergeben sich vor allem dann, wenn die professionelle Seite der *Informationsbeschaffung* einer näheren Betrachtung unterzogen wird. Auch der Lokal- und Kriminalreporter (statt vieler vgl. Rohr 1979; Mühlberger 1979; Rückel 1975).

“Usually invests a considerable amount of time in the cultivation of contacts (. . .) with the expectation of long-term rather than short-term gain” (Chibnall 1975, 54)

Steve Chibnall, der eine Studie über Kriminalreporter vorgelegt hat, der das obige Zitat entnommen ist, weist überdies auf die Bedeutung der Mahlzeit hin, die dieser bei der Informationsbeschaffung zukommt. Die von ihm befragten Kriminalreporter sind jenen sozialen „Gesetzmäßigkeiten“ unterworfen, die Simmel (1957, 250) in seiner „Soziologie der Mahlzeit“ aufgezeigt hat: „Daß wir essen müssen, ist eine in der Entwicklung unserer Lebenswerte so primitiv und niedrig gelegene Tatsache, daß sie jedes Individuum fraglos mit jedem anderen gemein ist. Dies eben ermöglicht das Sichzusammenfinden zur gemeinsamen Mahlzeit . . .“

Das gemeinsame Mahl als soziales Ereignis schafft zwischen einander zunächst Fremden eine temporäre Gemeinsamkeit, an die sich mit der Wiederkehr des Ereignisses Vertrauen ankristallisieren kann. Miteinander Essengehen wird von den befragten Kriminalreportern als eine Chance gesehen zum Auf- und Ausbau dauerhafter, wechselseitiger Beziehungen mit ihren potentiellen Informanten:

“We don’t expect them to tell us anything, there’s no reason why they should (. . .). It’s not a question of buying drinks to curry favour, it’s a question of having drinks with them *to be sociable*.” (Chibnall 1975, 55)

In der zeitaufwendigen Pflege solcher Kontakte bestehen die unsichtbaren Vorleistungen und Investitionen, die Gesellschafts- wie Kriminalreporter aufbringen müssen und die sich erst nach geraumer Zeit auszuzahlen beginnen:

“I’m having lunch with a contact today. I’m not expecting any information, but we’ll have lunch and a chat at the end of that I shall know him a bit and better and he will be more likely to tell me things in the future. The time will have been well spent” (Chibnall 1975, 54).

Und wie der Gesellschaftsreporter so ist auch der Kriminalreporter jenen Restriktionen unterworfen, die sich als Folge langfristig angelegter, vertrauensvoller sozialer Kontakte mit den potentiellen Informanten aus dem „anderen Lager“ ergeben. In dem Maß wie es gelingt in normalerweise unzugängliche Regionen einzudringen und destruktive Informationen zu erhalten, in dem Maße nimmt auch die Verpflichtung zu, von diesen destruktiven Informationen keinen Gebrauch zu machen und Loyalität zu demonstrieren. Auf diese Weise schlittern beide in die Rolle des „Claqueurs“, der sein geheimes Wissen letztlich im Interesse seiner Informanten einsetzt, sich auf ihre Seite schlägt:

“The importance of mutual trust, confidence and understanding is emphasized and the journalist is encouraged to conform his source’s model of the ‘good reporter’ – he exercises and values ‘responsibility’, he does not pester for information at inconvenient times, he sympathizes with his source’s problems, he identifies with his source’s interests, he accepts what he is told and reports it faithfully. As one crime reporter said of his police contacts: ‘You get to know them. You understand how they think, how they are likely to act. You talk the same language’” (Chibnall 1975, 59 f.).

Kriminal- und Gesellschaftsreporter teilen im Hinblick auf ihre jeweilige Klientel eine weitere Gemeinsamkeit. Schon Veblen (1971, 177) hat auf die Wahlverwandtschaft zwischen der „leisure-class“-Kultur der Oberschicht und der Subkultur der Kriminellen hingewiesen, wenn er ausführt:

„Die Verwandtschaft (. . .) zeigt sich ferner in einer Vorliebe für Sport und Glücksspiel, in der Freude am Wettbewerb um seiner selbst willen, und schließlich in einem weiteren merkwürdigen Umstand (. . .): Der Kriminelle ist nämlich im allgemeinen abergläubisch, glaubt an Prophezeiungen und Zaubersprüche, an Vorzeichen und Beschwörungen (. . .). Auch in diesem Punkt zeigt der Kriminelle eher eine gewisse Ähnlichkeit mit den Mitgliedern der Oberklasse . . .“

Die „leisure-class“-Kultur der Oberschicht und die Subkultur der (jugendlichen) Kriminellen werden, obwohl „Welten“ zwischen ihnen liegen, durch *subterranean values* zusammengehalten: “the emphasis on daring and adventure; the rejection of the prosaic discipline of work; the taste for luxury and conspicuous consumption; and the respect paid to manhood demonstrated through force” (Matza/Sykes 1961, 715). Auf dieser Gemeinsamkeit der „subterranean values“ beruht die oft beschworene Spiegelung des Ehrenmannes im Ganoven wie die des Ganoven im Ehrenmann (man denke hier nur an die Gestalt des Felix Krull, der ja alles andere als eine bloße literarische Figur ist).

Die vorgegebenen Produktionsbedingungen, der Zwang zur Aktualität und der zur Berichterstattung eingeräumte Artikelumfang räumen dem Kriminalreporter für subtilere Analysen keinen Platz ein (Kerscher 1982, 257 f.). In Medien mit einer Tagesfrequenz herrscht deshalb der „gestanzte“ Kriminalbericht von „sensationeller Alltäglichkeit“ (Steinert) vor. Diese uniformierte Kriminalberichterstattung schreibt solchen Ereignissen einen Nachrichtenwert zu, die sich auf *Personen* beziehen lassen (mit einer Tendenz zur Überrepräsentation sozial höhergestellter Täter (Roshier 1973, 34; Feltes/Kerner 1978, 10) und „schwerwiegende Verbrechen“ (Gewaltdelikte) betreffen; oder es handelt sich um „alltägliche Meldungen, in denen ein bestimmter ‚Gag‘ enthalten ist“ (Reuband 1978, 178) –

eine Wendung ins Unerwartete. Hinter diesen „gestanzten“ Berichten mit einer Struktur (vgl. Mulzer 1978, 49 ff. – allerdings mit einer gänzlich anderen Problemstellung), die an jene der Gesellschaftskolumnen erinnert (wer hat wann, was, mit wem gemacht), verbirgt sich in der Regel der Neuling in der (Lokal-)Redaktion, ein Berufsanfänger, der noch keinen Namen hat, und der sich mit dieser aufgezungenen Art der Berichterstattung auch niemals einen Namen wird machen können.

Wie die höfisch-aristokratische Gesellschaft vor allem solche Wissensformen hervorbrachte, die den Erfordernissen des höfisch-geselligen Lebens und dem Bedürfnis nach sozialer Distanz entsprachen: in erster Linie Memoiren, Briefsammlungen und Aphorismen (Maximen), die allesamt in die Kunst der Menschenbeobachtung, Menschenbehandlung und Selbstbeherrschung einwiesen (Elias 1969, 161, Fn 35), so hat auch unsere Gesellschaft ihre entsprechenden Wissensformen auf den Markt gebracht; wie zum Beispiel Modezeitschriften, Zeitschriften über Eß-, Trink- und Wohnkultur, aber auch Nachschlagewerke, denen man einschlägige Informationen über prominente Personen entnehmen kann. Die Spanne reicht hier vom „Who ist who“ bis zur „Gesellschaftskolumne“. Mit ihrer Hilfe läßt sich fürs erste Orientierungssicherheit gewinnen in einer Welt, in der es auf „feine Unterschiede“ ankommt. Läßt man sich von diesem Gesichtspunkt leiten, dann erscheint die Prestige-Oberschicht als eine Art gesellschaftliches Perpetuum mobile, das von den Prestigebedürfnissen und Prestigespannungen in Gang gehalten wird: durch einen permanenten Konkurrenzkampf um geeignete Abgrenzungsmerkmale. Diese Distinktionsmerkmale dienen der Grenzziehung, konstituieren eine gemeinsame Erfahrungszone, die zur Ausbildung und Stützung der sozialen Identität unerlässlich ist. Nur so weiß man verlässlich, wer man ist und wohin man gehört. So gesehen, besteht die Aufgabe des Gesellschaftsreporters darin, jene Grenzlinien, die die Mitglieder der einzelnen Prestigezirkel selbst markieren, immer wieder aufs neue zu vermessen, nachzuzeichnen. Hierzu benutzt er das gleiche Repertoire an Stilisierungen, wie sie von den Spielarten der Prominenz gepflegt werden, mit dem Unterschied, daß er stilisiert, was bereits eine Stilisierung ist. Der Gesellschaftsreporter reproduziert aber auch die der Prestige-Oberschicht eigene Legitimitätslegende. Da der Besitz von exklusiven Kulturgütern, Anlagen, Kompetenzen und Ressourcen voraussetzt, die ungleich verteilt sind, gilt er „nicht nur als Zeugnis für den Reichtum, sondern auch für den guten Geschmack ihres Besitzers“; insofern erscheint der privilegierte Besitz „in gewisser Weise als *verdient* und stellt damit an sich bereits eine Legitimitätsgarantie dar“ (Bourdieu 1984, 359, Fn 5). Insofern versteckt sich hinter der Präsentation von Namensparaden in Gesellschaftskolumnen ein Gesellschaftsspiel, mit dem insoweit Gesellschaft „gespielt“ wird als mit ihm *verdiente* Rangpositionen vergeben werden und offengelegt wird, wer dazu gehört und wer nicht. Auf diese Weise reproduziert der Gesellschaftsreporter ein Prestige-Ordnungsgefüge, bei dem nicht nur alles „in einer Ordnung“, sondern auch „in Ordnung“ ist. In Ordnung geht dabei auch seine eigene soziale Placierung als Dienstleister, der die darin liegende Chance des gesellschaftlichen Aufstiegs erkannt hat. Der Namensparade verdankt er schließlich, daß auch er einen Namen bekommen hat durch Anleihe beim Prestigekapital, das er wie ein unbestechlicher Buchhalter verwaltet. Unterstellen wir einmal, Graeter habe seine berufliche Laufbahn als Journalist, als unbekannter Kriminal- und Lokalreporter, begonnen, so macht diese Unterstellung deutlich, welchen beruflichen und sozialen Aufstieg er tatsächlich genommen hat. So gesehen sind nicht nur seine Gesellschaftskolumnen, sondern auch seine eigene Prestige-Karriere Dienst an der Ordnung. Schließlich verkörpert Graeter, sollte unsere Unterstellung zutreffen, die altherwürdige Rechtfertigungslegende der Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft, die da lautet: „Jeder ist seines Glückes eigener Schmied!“.

Literatur

- Barthes, R.: Die strukturalistische Tätigkeit, in: Kursbuch Nr. 5 (1966), 190–196.
- Bourdieu, P.: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt 1984 (3. Aufl.)
- Bourdieu, P.: Historische und soziale Voraussetzungen des modernen Sports, in: Merkur Nr. 7 (1985), 575–590.
- Chibnall, S.: The Crime Reporter. A Study in the Production of Commercial Knowledge, in: Sociology 9 (1975), 49–66.
- Elias, N.: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. Neuwied, Berlin 1969.
- Elias, N./Dunning, E.: Sport im Zivilisationsprozeß. Studien zur Figurationsanalyse. Hg. v. W. Hopf, Münster o. J. (Lit. Verlag).
- Feltes, T./Kerner, H.-J.: Berichterstattung über Kriminalität. Eine Analyse von Tageszeitungen des Frankfurter Raumes, in: Die Feder 27 (1978), 8–11.
- Goffman, E.: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 1969.
- Goffman, E.: Techniken der Imagepflege, in: E. Goffmann, Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt 1971, 10–53.
- Goffman, E.: Geschlecht und Werbung. Frankfurt 1981.
- Honer, A.: Beschreibung einer Lebens-Welt. Empirie des Bodybuilding, in: Zeitschrift für Soziologie 14 (1985), 131–139.
- Kerscher, H.: Gerichtsberichterstattung und Persönlichkeitsschutz. Eine empirisch-rechtspolitische Studie über Entstehung und Wirkung identifizierender Gerichtsberichterstattung. Diss., Hamburg 1982.
- Matza, D./Sykes, G. M.: Juvenile Delinquency and Subterranean Values, in: American Sociological Review 26 (1961), 712–719.
- Mühlberger, H.: Stille Teilhaber. Zur gesellschaftlichen Integration von Lokaljournalisten, in: H. M. Kepplinger (Hg.). Angepaßte Außenseiter. Freiburg/München 1979, 97–114.
- Mulzer, P.: Der Gerichts- und Polizeibericht der deutschen Tagespresse und seine kriminalistische Auswertung, in: Kriminalistik 2/1978, 49–53.
- Popitz, H.: Über die Präventivwirkung des Nichtwissens. Tübingen 1968 (Reihe Recht und Staat 350).
- Reuband, K.-H.: Die Polizeipressestelle als Vermittlungsinstanz zwischen Kriminalitätsgeschehen und Kriminalberichterstattung, in: Kriminologisches Journal 3/1978, 174–186.
- Rohr, R.: Auf Abruf bereit. Lokaljournalisten bei der Arbeit, in: H. M. Kepplinger (Hg.). Angepaßte Außenseiter, Freiburg/München 1979, 76–96.
- Roshier, B.: The selection of crime news by the press, in: S. Cohen/J. Young (eds.). The manufacture of news. Social problems, deviance and the mass media. London 1973 (Constable), 28–39.
- Rückel, R. R.: Lokalredakteure. Eine vergleichende Rollenanalyse. Opladen 1975.
- Sahlins, M.: Kultur und praktische Vernunft. Frankfurt 1981 (insb. Kap. 4. La pensée bourgeoise. Die westliche Gesellschaft als Kultur.).
- Schivelbusch, W.: Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert. Frankfurt usw. 1979.
- Simmel, G.: Grundfragen der Soziologie. Individuum und Gesellschaft. Berlin/Leipzig 1920 (2. Aufl.) (insb. Kap. 3: Die Geselligkeit. Beispiel der Reinen und Formalen Soziologie).
- Simmel, G.: Soziologie der Mahlzeit, in: G. Simmel, Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Hg. v. M. Landmann (mit M. Susman). Stuttgart 1957, 243–250.
- Simmel, G.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin 1958 (4. Aufl.).
- Simmel, G.: Psychologie der Diskretion (1906), in: G. Simmel: Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl. Hg. v. H.-J. Dahme/O. Rammstedt. Frankfurt 1983, 151–158.
- Steinert, H.: Phantasiekriminalität und Alltagskriminalität, in: Kriminologisches Journal 3/1978, 215–227.
- Veblen, T.: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. München 1971.
- Weber, M.: „Kirchen“ und „Sekten“ in Nordamerika, in: M. Weber, Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik. Hg. v. J. Winckelmann. Stuttgart 1964, 382–397.